

Caroline Rosales

DAS
LEBEN
KEINER
FRAU

Roman

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-550-20163-9

© 2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Dante Pro bei LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Benjamin

Prolog

Early Check-out

Ich kann nicht einfach in einen Shakespeare-Monolog wechseln, der jede Stimmung, jedes Motiv erklärt. So läuft das einfach nicht. Ein letzter Blick durchs Schlafzimmerfenster, ich versuche, ein Gefühl zu finden. Aber da ist nur Leere. Die Ironie eines Lebens als Autorin – im letzten Moment habe ich Ladehemmungen, ich werde ohne Schlüsselsatz gehen. Das Wasser in der Badewanne ist dampfend heiß, die Luft ist schwer, die Fenster beschlagen. Zwanzig Dikaliumclorazepat, in Folie gepackt, die Pillen mit einem Glasboden zerstoßen, in einen Joghurt gerührt. Dazu fünf Tavor, drei von den gelben. Selbes Prozedere. Dann in die Wanne. Zum Stichwort Freitod spuckt Google kein Wikihow aus. Selbstmord bleibt ein selbstoptimierungsfreier Raum. Deshalb ist wahre Recherche gefragt. Das Ergebnis: Ich nehme Tabletten und lasse elektrische Geräte weg. Mit dem Föhn soll es ein schmerzhafter Tod sein. Längeres Kammerflimmern, heftige Verkrampfungen. Beim Nachbarn springt die Sicherung raus. Deshalb Tabletten, in die Badewanne, langsam einschlafen.

Mein rechter Fuß durchbricht die Oberfläche, ich sinke langsam ins Wasser. Es brennt überall auf meiner Haut, aber

das ist mir egal. Ich möchte in einem schönen Bronzeton aus der Welt scheiden, die Haare noch schnell hochgesteckt, meine kostbaren Diamantohrringe angelegt. Meine Unterarme liegen auf dem Rand der Badewanne, mein schlichter goldener Cartier-Armreif passt zu den smaragdgrünen italienischen Fliesen. Langsam lasse ich beide Hände tief ins Wasser gleiten. Instant-Entspannung setzt ein. Ich schließe die Augen. Im Badezimmer schneit es, ich spüre, wie sich Schneeflöckchen auf meine Haare und Lippen legen. Mein Badezimmer ist ebenerdig, ein Reh schaut durch das Fenster – das müssen die Tabletten sein. Ich denke an Mona, an Louis' rotes Dreirad, das umgekippt im Garten liegt, an Laurent, sein zuversichtliches Lächeln, als er Monas Hand auf dem Standesamt hält. Laurent, Druckerschwärze an den Fingerkuppen, Buchpreise, Tanzen, Jazzmusik. Die Wohnung war nach der Scheidung Zufluchtsort, Garten Eden, Museum, Boudoir, Prinzessinnenbad. Sie bleibt mit meiner Tochter und mir für alle Ewigkeit verbunden. Sie ist die Essenz unseres gemeinsamen Lebens, ihres Aufwachsens. Die Schneckenhäuser, die Mona angemalt hat, die Glasperlenketten, alle Milchzähne, jedes Filzstiftbild, alles habe ich aufgehoben und nach der Trennung aus unserem großen Apartment hierhergebracht. Aber das alte Wohnen war zu überdimensioniert, vollgefrachtet von Ansprüchen, die es nun abzulegen galt. Die Eckcouch fand keine Nische, die Waschmaschine steht wie ein riesiger Fremdkörper in diesem kleinen Bad, bis heute schließt die Tür nicht richtig. Anfangs lag ich auf einer aufblasbaren Matratze zwischen Küche und Wohnzimmer im Flur und sah in der Dämmerung der Basilikumtopfpflanze beim Vertrocknen zu. Irgendwann kaufte ich mir dann ein Pressholzbett bei Ikea.

Das Bild, wie Laurent noch die letzte Kiste Brunello di Montalcino auf den Vordersitz seines Smarts stellt, verfolgt mich bis heute. Ich habe Jahre gebraucht, bis ich verstanden habe, dass ich nie wieder richtig glücklich sein würde. Seitdem durfte sich jeder in mein Nichts stürzen, sie wussten, dass ich es zulassen würde. Aber das ist jetzt unwichtig. Ich spüre bleierne Müdigkeit. Die Synästhesie setzt ein. Aus Monas altem babyblauem Sony-Gettoblaster, der direkt neben der Badewanne auf einem kleinen Hocker steht, schallt »Goodbye Yellow Brick Road«. Aber bald wird es still sein.

Kapitel 1

Golden Girl

»Herr Gottwald, es wird heute Abend laut. Sehr laut. Und wenn es Sie stört, müssen Sie runterkommen und mitfeiern.«

»Nein, Melanie. Das ist was für die jungen Leute. Ich höre von oben zu. Wie alt werden Sie denn?«

»Fünfzig.«

»Erstaunlich. Als Sie eingezogen sind, waren Sie ...?«

»Vierzig. Ich hatte mich gerade getrennt.«

»Eines muss man Ihnen lassen, obwohl Sie sich offensichtlich nur von diesen exotischen Zigaretten, Hüttenkäse und unserem Gartenobst ernähren, haben Sie immer noch diese Haferflockengesundheit ... was macht Mona?«

»Es geht ihr gut. Sie kommt auch.«

Wir lächeln uns an. Am Türspalt überreiche ich ihm schließlich die Flasche Bourbon, für die sich mein greiser Hauseigentümer aus nachvollziehbaren Gründen mehr interessiert als für mich.

Dann schnell anziehen. Mein langes blumiges Cacharel-Kleid, darunter kein BH. Brillantohrringe, meine blonden Locken hochgesteckt. Einige Strähnen fallen aus der Frisur. Die Vintage-Rolox, die mir Laurent zum dritten Hochzeits-

tag schenkte, offene flache Sandalen mit goldenen Riemen, die Fußnägel kirschrot lackiert.

Die Klingel. Es geht los. Und dann noch mal – die Klingel. Und wieder.

An diesem Abend bin ich das Geburtstagskind und die Trägerin der Champagnerflasche.

Jedes Mal, wenn ich mich jemandem von der Seite nähere, frage ich mich, ob derjenige sich über mein Dazustoßen zum Gespräch oder den phallusartigen Flaschenhals freut, der sein Glas auffüllen soll. Aber beides ist mir heute recht. »Golden Girl« steht auf einem metallisch-glänzenden Heliumballon, den einer der vielen Gäste mitgebracht hat und der über allen Köpfen schwebt.

Ein Haufen Freunde, Kollegen, Verfllossene, die sich in Absatzsandalen und Sneakers in meine Siebzig-Quadratmeter-Wohnung mit kleinem Garten und Froschteich drängen. Nach einer Stunde klingelt es alle fünf Minuten an der Tür. Von meinem Treppengeländer aus sehe ich nur noch Köpfe. Einige Gäste nehmen Bücher aus den Regalen und blättern darin. Auf ein paar steht mein Name. Es ist ein Julitag, früher Abend, aber noch zweiunddreißig Grad heiß, alle fächern sich in der Enge mit den Einladungskarten oder mitgebrachten Fächern Luft zu, egal, ob drinnen oder draußen.

Ich habe sogar einen Kellner organisiert, Hans, ein junger Mann vom Käfer-Catering. Er serviert Rostbratwurst-Baiser mit Preiselbeeren an Friséesalat, doch der Champagner interessiert mehr. Der flaschengrüne Hals, mit dem ich mir den Weg durch die Stehgrüppchen bahne, dient mir intuitiv wie ein Kompass.

Zunächst steuere ich zu den Kolleginnen von den Kunst-

markt-Seiten im Feuilleton. Sie tragen asketische Balenciaga-Kleider. Ihre Religion besteht aus Trennkost, Eiweiß, Crossfit und Wodka pur auf Partys, ihr zentrales Gesprächsthema sind vornehmlich Affären und die Ästhetik feminer zeitgenössischer Pornos.

»Komm, Melanie, du schönes Kind«, sagt Christine, genannt Chérie, die Dorfälteste unter ihnen.

Chérie.

Sie ist in ihren frühen Sechzigern, ihre Stirn ist dafür zu glatt, nur ihr Hals ist altersgerecht der eines Truthahns. Die anderen beiden lächeln großzügig und halten mir ihre Champagnergläser hin. »Das muss man dir lassen, Mel, du siehst fantastisch aus, *a real beauty as usual*.« Ich verdrehe spielerisch die Augen. Es braucht immer zwei für eine Personalityshow – den Claqueur, der den anderen auf ein Podest hebt, und den, der bescheiden abwiegelt. Feinste Floskeln. Chérie und ich beherrschen dieses Spiel perfekt. »Du wirst immer Falbala sein, Mel, das weißt du.« Chérie hebt ihr Glas in die Höhe, weil sich Julian aus dem Politikressort in diesem Moment etwas forsch an ihr vorbeidrängt. Nicht schnell genug, die teure Flüssigkeit schwappt auf unsere Köpfe. »Champagner!«, ruft Chérie.

Die anderen beiden Frauen lächeln mit der Oberlippe, sie haben keinen Geschmack. Sie finden jede Ausstellung in den Pinakotheken aufregend und den dezent servierten Sous-vide-Heilbutt im *Tantris à point*. Mir ist plötzlich mehr nach rotem Fleisch als nach totem Fisch, also ändert mein Flaschenhals die Richtung zum Webergrill im Garten. Es ist mittlerweile halb zehn, Musik und Gespräche sind laut und dröhnend. Meine Playlist spielt *Ladies and Gentlemen* von George Michael.

Ich steuere nach draußen Richtung Werner, meinem Chefredakteur.

Werner.

Es war so klar, dass er wieder einmal mallorquinischen Proll-Charme mit Boheme verwechseln würde. Sein hellrosafarbenes Camp-David-Poloshirt und die hellen Slipper (für ein Arschloch obligat!) sind geschmacklos. Werner, das sind fünfundfünfzig Jahre, dreißig Jahre Karriere im Qualitätsjournalismus (dazu zählt er übrigens auch unsere Zeitung), drei wohlgenährte Kinder im Internat, eine zufriedene, überhebliche Frau. Das fette Leben. Und der vermeintlich gute Stil dazu. Drei Wochen Südfrankreich-Urlaub im Sommer auf einer kleinen Jacht, immer dasselbe kleine Hotel in Saint-Tropez, wo die Geliebte tagsüber, während des Familienprogramms, am Pool ausharrt. Mit gebräunten Unterarmen und dicker Uhr stiefelt er in die Redaktions- und Vorstandssitzungen. Als Chefredakteur der *Münchener Zeitung* jagt er den Politik-Funktionären qua Auflage die nötige Furcht ein, so sieht er das – und auch den gewünschten Respekt. Wenn er im Neuen Rathaus bei einem Empfang aufläuft, dann nicht als Chefredakteur, sondern als Werner Peiner, darauf besteht er. Er möchte persönlich eingeladen werden, bitte schön. Wenn ein Referent das nicht veranlassen kann, wird er zu ihm durchgestellt.

Werner steht in einer homogenen Vierergruppe von ihm unterstellten Kollegen, alle mit leichtem Bauchansatz, zurückgegelten Haaren, angedeutetem Vokuhila und beigen Hosen, ein Weizenglas haltend. Sie lachen intervallartig synchron auf, wenn sie meinen, die nächste Pointe sei erreicht. Weil es hier nichts nachzuschenken gibt, stelle ich

mich einfach neben Werner, für ihn bin ich, was Merkel für Kohl war – sein Mädchen.

Gerade erzählt er zum 4563. Mal die Story von Sotschi, als ein erlesener Kreis deutscher Chefredakteure Präsident Putin an der sonnigen Schwarzmeerküste zum Interview treffen durfte. Die leicht trashige Anekdote handelt von Konferenzräumen in einer Ferienanlage der Gazprom, von Jetskis, die sie mit dem russischen Präsidenten befeuern durften, von Teetassen mit goldenen Rändern und schwer bewaffneten Personenschützern. Vor allem aber von der Illusion, sich für eine Nacht am Allmachtsanspruch der global herrschenden weißen Despotenklasse berauschen zu können, unsicher, wie unanständig das jetzt ist. Werner liebt die Geschichte. In den ICE-Bordrestaurants, *Kempinski*-Hotelbars und Lufthansa-Lounges mittelgroßer europäischer Städte war sie ein Selbstläufer, am Lagerfeuer der Semiprofessionellen, des journalistischen Urgesteins, die von der digitalen Wende ausgelöscht wurden wie die Dinos von dem Meteoriten. Werner zählt zu den wenigen Überlebenden unter den Wolfgangs, Jürgens und Rüdigers, die aus Artenschutzgründen noch in ihrer eigenen untergehenden Sonne herumstehen.

»Melanie.«

Als Werner endlich seine Ausführungen unter schallendem Lachen der Gruppe beendet hat, gilt mir für zehn Sekunden seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Er schlingt seinen braun gebrannten Arm, der mit der Patek Philippe seines Großvaters dekoriert ist, um meinen Hals, hält mich in einer Art Schwitzkasten. Sein Atem riecht säuerlich. Ich knicke feminin-vornehm ein. Es lässt mich filigran erscheinen.

»Mel, kennst du denn schon August, deinen neuen Kollegen aus der Politik? August, das ist Melanie Moosburger, meine Vize, *my vice president*. Sie schmeißt die Party hier.«

August und ich lächeln uns an. Er sieht nicht schlecht aus. Mitte vierzig, blass, hellblonde Haare bis zu den Ohren, riesig groß, Männerbrust und eine Spur von kreisrundem Haarausfall, aber das ist in diesem Alter ja fast unvermeidlich.

»Du bleibst noch etwas, August«, werfe ich ihm zu und meine, das kleine Leuchten in seinen Augen zu sehen.

Auf einmal kneift mir jemand in den Po. Ich löse mich aus Werners Wrestler-Griff und drehe mich um.

Chérie.

»Deine Tochter ist da«, sagt sie und verschwindet wieder zu den Gazellen. »Ich bin gleich zurück«, sage ich zu Werner und versuche es erst einmal in der Küche. Ich finde sie sofort.

Mona.

Sie steht an meinem Küchenblock vor einem Klar-sichtfolien-Paket und entblättert mit spitzen Fingern den normannischen Apfelkuchen (immer viel zu trocken). Es scheint ein komplizierter Prozess zu sein, die weiße Kuchenspitze hat sich in den Rand gefressen. Sie sieht mich und legt ihren Arm zärtlich um meinen Hals.

»Happy Birthday, Mami«, sagt sie und küsst meine Wange. Ich schiebe sie ein Stück von mir weg, ihr blaues Sommerkleid mit den Punkten, die vom falschen Waschen mehr grau als weiß sind, provoziert mich. Mit der Strickjacke und ihrem schwangeren Bauch sieht sie aus wie eine Figur aus *Les Misérables*.

Mona ist die älteste fünfundzwanzigjährige Frau der

Welt. Verheiratet, zum zweiten Mal schwanger, Helikopter-
mutter, Anhängerin der Lebensschützer (das sind Abtrei-
bungsgegner). Der Neokonservatismus hat sie fest im Griff,
und so träumt sie von karierten Picknickdecken unweit des
Spielplatzes am Glockenbach und selbst gemachter Limo-
nade. Sie kann nicht meine Tochter sein. Ich mustere sie und
glaube, erste graue Strähnen in ihren dünnen dunkelbrau-
nen Haaren zu erkennen. Braun wie ihr Vater, mein Haar
dagegen ist blond, voluminös und makellos.

»Ach, Moni, warum denn Kuchen? Ich hab doch gesagt,
es gibt Catering. Stell ihn in den Kühlschrank.« Wenn sie
mich aufregt, werde ich hektisch. Mona schaut mich ratlos
an, mit ihrem typisch bescheuerten Blick. Ihr fehlt einfach,
wovon ich als junge Frau zu viel hatte – der nötige Biss, der
Führungsanspruch und der Wille, immer gewinnen zu wol-
len. Ich hätte mich nie zur Hausfrau machen lassen. Warum
hat Mona keinen Zugang zu ihren Träumen? Und backt
stattdessen Süßkartoffelchips für ihren Zweijährigen? Kaum
jemand weiß, dass sie einen Master in Business Administra-
tion hat. Vielleicht ist sie deshalb so gut darin, zu berechnen,
wie viel Mehl, Wolle oder Streu sie für Waffeln, Mützen und
Katzenexkreme braucht.

»Ist das deine Tochter? Das ist doch einfach das Schönste.
Kinder sind einfach das Schönste«, sagt Akif, unser Redak-
tionsfotograf, und zerquetscht mir fast den Oberarm. Mona
lächelt ihn höflich an. Ich nehme Akif als Chance, die Toch-
ter stehen zu lassen, greife nach der Champagnerflasche
und dränge in den Garten. Zurück zu August und den Wer-
ners. Doch das Grüppchen hat sich aufgelöst. Nun stehen
Werner und August neben einer dunkelblonden Pissnelke,
sie ist in den Zwanzigern, trägt einen schwarzen Hosen-

anzug und knallroten Lippenstift. Die Haare sind mehr zufällig *out of bed*, aber mit einem Diffuser geföhnt. Sie hat sich Mühe gegeben. Als ich näher komme, fällt mir auf, dass sich an ihrem Spaghetti-Top unter den Achseln kleine Haare kringeln. Ich habe gelesen, dass man das jetzt so trägt, bei etwas schlampigerem Hinsehen könnte man es aber auch für lokale Akne halten.

»Darf ich nachschenken«, sage ich etwas zu devot, und die Maus hält mir gleich ihr leeres Weizenglas hin. Angewidert fülle ich es zu einem Drittel mit Champagner auf. August lächelt mich an. Unsere Blicke treffen sich. »Melanie, Eilika, unsere neue Mitarbeiterin im Feuilleton, frisch von der Journalistenschule«, sagt Werner. Diesmal legt er, etwas zu forsch, kurz den Arm um Eilika.

»Freut mich«, sagt sie.

Ihre Bäckchen sind noch wie wattiert und frisch; so, wie sie mit offenem Mund lächelt, sieht sie aus wie ein niedliches Monchichi.

»Eilika soll uns eine moderne Frauenkolumne schreiben, nächste Woche geht es schon los.«

Ich versuche, den Mund beim Nicken zu schließen. Die Hierarchien unter Werner sind straff, und sein Praktikantinnenkarussell dreht sich schnell; nur dass die Hasen ohne Festanstellung plötzlich Kolumnen bekommen, bevor sie überhaupt angefangen haben, ist neu. Aber was soll's? Werner wird vermutlich sowieso eines Tages im Alkohol versinken, und wenn ihm der nicht mehr reicht, wird er mit Tabletten aufstocken, Serotonin, Xanax, Happy Pills. Dann wird er sich keinen mehr wachsen können, und es wäre auch mit den jungen Dingen vorbei. Paula hätte ihn längst verlassen, die Hunde mitgenommen, die Kinder sind ja schon

fast aus dem Haus. Eines Tages wird man ihn in seinem Erbrochenen in seiner Zweizimmerwohnung in der Maxvorstadt finden, und nur fünf alte Weggefährten, die befürchteten, das Karma würde sie auf die gleiche Art erschlagen, erscheinen bei seiner Gedenkfeier auf dem Bogenhausener Friedhof.

Der Gedanke lässt mich wieder lächeln.

»Worum soll es denn gehen?«, frage ich.

»Um Feminismus im zeitgenössischen Kontext, Pornografie, Auseinandersetzung mit Körperbildern.«

Ich nicke. Am liebsten hätte ich hier und jetzt meinen guten Anstand verloren und die Champagnerflasche angesetzt. Zu meiner Verwunderung und weil ich langsam den nötigen Pegel erreicht habe – tue ich es.

»Melli, nicht so hastig«, ruft Werner. Eilika juchzt. Aus den Sonos-Boxen plätschert »Easy« von Son Lux zu uns nach draußen.

»Vorsichtig«, sagt August, als ich den Flaschenhals wieder senke, und greift mir dabei auf eine bayerisch-beherzte Art an die Hüfte. Menschen drängeln sich an uns vorbei, Werner unterhält sich verschwörerisch mit Eilika, für die anderen unsichtbar halte ich Augusts Hand. Ich lasse ihn wieder los und gehe durch die Menge in die Küche. Er folgt mir mit einem Meter Abstand.

Wie einfach.

Ich ziehe ihn in meine enge Vorratskammer, wo in den Seitenregalen die Gläser mit dem Apfelmus und der selbst gemachten Marmelade stehen, eins fällt raus, knallt auf den Boden, roter Obst matsch klebt an meinen Unterschenkeln. Er drückt die Tür hinter sich zu, zieht mich an sich ran. Wir knutschen, mein Herz schlägt bis in meinen Kopf, zwischen

meinen Beinen wird es sofort nass. Es funktioniert richtig. Wir spielen uns gegenseitig gut was vor. August schiebt mein Sommerkleid hoch, reißt an meinem LaPerla-Slip. Da ist hinten dieses kleine Loch auf Höhe meiner Rosette, schmutziges französisches Design, ich könnte mich jetzt einfach umdrehen, ihm meinen Po hinhalten. Richtig was erleben. Aber da hat er meinen Slip schon runtergerissen, er hängt zwischen meinen Knöcheln und ist voller Erdbeermatsch. Seine Wurstfinger nesteln an meinen Schamlippen herum, es wird mir zu rustikal. Ich packe seine Hand, ziehe sie aus dem Zwischenraum meiner Schenkel hervor, lecke seinen Zeigefinger ab, wie ich es als junges Mädchen gelernt habe.

»Das machen wir später«, sage ich zu August und streiche ihm mit der Hand durchs Haar, nur so weit, dass ich den porösen Haarkranz nicht zu fassen bekomme. »Komm, schmeiß sie alle raus, oder wir gehen zu mir.« August drückt mir seine Erektion an die Hüfte. Ich lache ihn aus und sage ihm, dass wir warten müssen, bis alle gegangen sind. Er schnaubt. Sein Grunzen hört sich enttäuscht an.

Draußen geht die Party in ihr letztes Drittel. Die Magnolien aus Stahl aus dem Wissenschaftsressort tanzen jetzt in Dreiergrüppchen ungeschickt zu »Maschin« von Bilderbuch. Leon vom Onlinersort wanzt sich von der Seite an die zarte Elenora im Body mit Rollkragen heran. Er ist zu betrunken, sein Chef Marius packt ihn am Kragen und sagt ihm, dass er den Scheiß lassen soll. Nachdem Leon den Scheiß gelassen hat, gehe ich zu meinem iPhone im Flugmodus und lege als Absacker wieder Jazz auf. Anna macht ein Foto von der Hugo-Bowle auf dem Buffet, vermutlich für ihren Instagram-Account. Sie sollen sich alle verpissen. Melanie will Sex.

Mein Verleger Waidhausen legt den Arm um mich. Ich bin das Getatsche leid. Es ist ein nie enden wollender Initiationsritus und unmotiviertes Machtgehabe. Wäre ich ein Kerl, würde er mir mit der flachen Hand in den Nacken schlagen, nein, das würde Werner tun. Waidhausen ist alte Schule. Er fasst meine Schulter nur auf Höhe der Schulterblätter.

»Mel, darf ich dich meiner Frau vorstellen«, sagt Waidhausen. Schnell lege ich die scheue Höflichkeit einer Fünfzehnjährigen an den Tag. Frau Waidhausen ist eine Intellektuelle, sie trägt die grau melierten Haare in einem Kurzhaarschnitt und eine violette Bluse. Sie ist ein ganz anderer Typ, als ich ihn Waidhausen zugetraut hätte.

»Das ist Melanie, Edda, unsere Bestsellerautorin und Redaktionsleiterin. Erstaunlich, Melanie, und mein Fehler, dass sich die vergangenen sieben Jahre keine Gelegenheit ergeben hat.«

»Was schreiben Sie, Melanie?« Edda ist aufrichtig interessiert, das merke ich. Plötzlich bin ich die, die sich schämt. An meiner Wade klebt Erdbeermarmelade, meine Haare sind durcheinander. »Tantra, Mädchen-Erinnerungen, Konsumkritik, viel Kultur.«

Ich kriege keinen Satz zusammen, so angesoffen bin ich. Edda lächelt milde. Ich habe noch das Smartphone in der Hand.

»Vielleicht gehen wir nächste Woche mal mittagessen?«, frage ich.

Edda nickt. »Ja, das würde ich gerne.«

Drei Leute verabschieden sich. Sie küssen mich zu feucht auf die Wange. Ich wische diskret mit der Hand nach.

In der Ecke, an das Bücherregal gelehnt, steht Mona.

Ohne Gespräch. Mit einem Glas Apfelsaft. Wie das hässliche Entlein auf einer Party in der Jugenddisko, das darauf wartet, dass der Typ sie und nur sie sieht und anquatscht. Ich versuche, sie zu ignorieren. Doch sie hat mich gesehen, lächelt süß, hebt ihr Glas.

»Wer hat denn die Frau von den Zeugen Jehovas reingelassen?«

August will im Vorbeigehen einen Witz machen.

»Das ist meine Tochter, schon gut.«

August zuckt mit den Schultern, ich winke ab. Es wird Zeit, dass alle gehen. Ich dränge mich zu Mona durch.

»Brauchst du Taxigeld?«

»Nein. Bert kommt in zwanzig Minuten, er holt mich ab.«

»Das ist aber nett von Bert. Unterhältst du dich nicht?«

»Mama, ich ...«

»Ich könnte Louis am Dienstag wieder abholen.«

»Okay, aber nicht nach 10 Uhr. Feier schön, Mama.«

Sie will mich umarmen, ich weiche aus.

»Ich will meine Strickjacke wiederhaben.«

Mona nickt, als würde sie verstehen.

Kurz sticht es mir ins Herz. Nicht lange genug. Sie muss es doch mal lernen.

Dann ist Mona weg.

Die Strickjacke hat sie über den Sessel gelegt.

Fuck it!

Werner wird als Drittlletzter um 3.32 Uhr hinausgetragen. Erst will ihn kein Taxi mitnehmen, dann klappt es glücklicherweise doch, weil jemand dem Fahrer einen Zehner nachreicht. Im Wohnzimmer fummelt August an Monas altem blauem CD-Player im Bücherregal rum. Er steht

da noch aus prädigitalen Zeiten. Mona hält mich für einen Messie. Sie findet, ich klammere mich an jeden Gegenstand. Für mich haben die Dinge eine Seele. August hat es geschafft, Frank Sinatra aufzulegen. Es ist lächerlich. Als ich endlich die letzten Gäste verabschiedet habe und wieder in den Garten trete, hat er seine Birkenstock-Sandalen ausgezogen und sitzt mit angewinkeltem Bein auf einem der marokkanischen Lounge Chairs im Garten. Lichterketten leuchten um ihn herum.

Ein schönes Bild, mein Hauptpreis.

Es weht diese leichte warme Sommerbrise. Um vier Uhr morgens ist es leicht dämmrig und endlich kühl. Ich hole zwei Gläser schweren alten Médoc aus der Küche. Ich bin eine gute Gastgeberin. Weil ich glaube, dass es auf einen Blowjob hinausläuft, gebe ich vor, noch mal was holen zu müssen, und putze mir die Zähne mit einer der Wegwerfzahnbürsten aus dem Spiegelschrank in der Gästetoilette. Und dann gönne ich mir noch einen neuen Slip. Ich bin unentspannt, ignoriere es aber, setze mich auf den Diwan gegenüber von August.

»Schön hast du's hier. Was zahlst du denn an Miete?«, fragt er völlig uninspiriert. August ist also ein typisch männlicher Armleuchter. Nicht der große Philosoph der Familie. Ich beschließe, den Konversationsteil kurz zu halten und zur Sache zu kommen.

»Keine Ahnung. Tausendzweihundert Euro?«

»Erstaunlich für Schwabing.«

»Ja, der alte Eigentümer wohnt über mir. Ich kümmerge mich für ihn mit um den Garten. Alter Mietvertrag.«

August sieht sich um und nickt bewundernd. Ich weiß, dass er aus Stuttgart kommt und nicht verheiratet ist. Ge-

rade ist er nach München gezogen. Für den Job. Alles Dinge, die ihn eigentlich disqualifizieren.

»Warum bist du nicht verheiratet?«

»Ich weiß es nicht. Hat sich nicht ergeben. Viel gearbeitet und eine lange Beziehung, die sich nicht bewahrt hat.«

Ich nicke. Die Frau ist noch Teil seiner DNA. Das spüre ich. Wenn du jemanden gut findest und wissen willst, wie er mit seinem Ex-Partner umgegangen ist, dann schlaf mit ihm. Die Gesten, Bewegungen, die Vorlieben des anderen sind in ihm eingespeichert. Autopilot ohne Reflexions-ebene. Der erste Sex ist immer die Begegnung mit der Frau vor dir.

»Warum bist du nicht verheiratet?« August traut sich was. Ich zucke mit den Schultern.

»Nun, ich war es. Mit Laurent. Einem Galeristen.«

»Laurent Meier?«

»Es ist zehn Jahre her. Davor mit einem Hedge-Fund-Manager. Ich habe alle meine Männer reich gemacht.« Ich muss über mich selber lachen, wie sich das anhört!

»Wir werden mehr miteinander zu tun bekommen, in den Chefredakteurskonferenzen. Werner will mich zum Ressortleiter machen ...«

Ich nicke.

»Außenpolitik?«

»Yes.«

Das Arschloch.

Ich nicke und lächle.

»Ab wann?«

»Oktober.«

»Gratuliere.«

»Danke!«

»Ich halte es nur politisch für ein gefährliches Signal, wenn noch mehr CSU-Anhänger, die Werners Kurs flankieren, in der Berichterstattung das Sagen haben.«

Mit zusammengezogenen Lippen zündet August sich eine Zigarette an. Er lässt sich Zeit, den ersten Zug lange und nachdenklich auszupaffen.

»Wer sagt dir, dass ich CSU-Mitglied bin.«

»Du hast einen Schmiss im Gesicht.«

»Fahrradunfall. Da war ich sieben.«

»Lügner.«

August hat genug vom Gequatsche, stellt sein Weinglas auf dem Teakholztischchen neben der Chaiselongue ab und kniet sich vor mich. Er schiebt meine Beine auseinander und zieht etwas ungeschickt meinen cremefarbenen String herunter. Hinten hat er eine Perlenkette. Limitiertes Exemplar von Agent Provocateur. Höflich, um ihm die Sache zu erleichtern, schiebe ich mein Becken nach vorne. Erziehungsschaden, *die* schlechte Eigenschaft von Frauen aus den Siebzigern, Freude an der Nachfrage zu haben. Etwas grob lässt August seine raue Zunge durch meine Schamlippen gleiten. Bis ich mich daran gewöhnt habe und den wenig diskreten Charme des reichen Prolls zu schätzen lerne, vergehen ein paar Minuten. Er leckt mein Poloch. Hätte ich ihm nicht zugetraut. Dann öffnet er selbst mit einer Hand seine Hose, die andere lässt er unter meinem Becken. In meinem Kopf läuft mein eigener Porno. Ich stelle mir vor, wie dieser Schluchtschweiß von der schlagenden Verbindung mich brutal vergewaltigt. Sich nimmt, was er will. Er holt seinen Schwanz aus der Hose und kommt auf mich zu – immer noch kniend. Eine Assoziation mit den am Vortag verdrückten Weißwürstchen stellt sich unweigerlich ein. Damit er

sich freut, spiele ich die schmutzige kleine Schlampe, die nur darauf gewartet hat, und schreie gleich darauf laut auf. August gefällt es. Viel zu fest knetet er mit seinem Daumen auf meiner Klitoris herum. Ich wechsele den Film. Ich stelle mir Laurent mit anderen Frauen vor. Das funktioniert immer. Mit der anderen Hand fummelt August an meinem Oberkörper herum.

»Du hast Wahnsinnsbrüste. Wie 'ne Zwanzigjährige.«

»Du Spinner.«

Er kommt in mir. Etwas unvorsichtig. Ich springe auf und renne ins Bad. Halte mir den Duschkopf zwischen die Beine. Ob ich noch schwanger werden kann? Meine Tage habe ich seit sechs Monaten nicht mehr gehabt. Ich war noch nicht beim Arzt. Behutsam wasche ich meinen Unterleib mit zwei Fingern aus. Es brennt. August muss jetzt gehen.

Als ich aus dem Bad komme, ist es zu spät. August liegt auf der Chaiselongue und schläft mit gespreizten Beinen seinen Rausch aus. Sein Pimmel ruht auf dem weichen Bauch. Es hat etwas Erbärmliches. Ich lasse die Terrassentür nur einen Spalt offen, damit keine Tiere reinkommen, und lege mich auf die Couch, decke mich mit der leichten gelben Decke zu. Ich denke an meine Brüste, die mit einem Vergleich beleidigt wurden. Ich bin eine fantastische Frau, das habe ich nicht verdient. Das Altern. Ich versuche es mit Humor. Ich will nicht, dass meine Augen sich zu schmalen misstrauischen Schlitzern formen, meine Fingerknöchel weiß vom Festhalten an den Dingen. Nicht dass alles kompliziert wird, nur weil ich fünfzig bin. Ich blicke mich in der dämmrigen Wohnung um.

Meine Wohnung ist ein Spiegel meines Lebens. Kunst-

objekte, Schwarz-Weiß-Fotos. Eine Frauenstatue verrottet im Garten. Artefakte aus glücklichen Tagen wie Puddingformen, der Tritthocker in der Küche. Während ich am Schreibtisch arbeitete, konnte Mona schon mit vier Jahren auf das Spülbecken steigen, um nach den Apfelfringen im oberen Fach zu greifen. Kinder sind eine Rechtfertigung für alles. Als Lebensinhalt. Ich habe glücklicherweise eines bekommen, den Gebärauftrag erfüllt und kann mitreden. Vor drei Tagen hat mir Mona aus einem Selbsttest für Kinder mit narzisstischen Müttern am Telefon vorgelesen.

»Deine Mutter motzt immer an dir herum und weist dich zu recht. Ja. Sie ignoriert dich in der Öffentlichkeit, sobald ein Mann den Raum betritt. Ja. Vor anderen macht sie auf makellose Frau, die alles mit Humor nimmt. Ihre Witze gehen immer auf deine Kosten. Absolut. Sie regt sich wegen Nichtigkeiten auf. Oh, ja, Mama, das tust du. Ist beleidigt, wenn du sie sonntags nicht anrufst. Gibt sich genervt, wenn du sie zu oft um Hilfe bittest. Sie widerspricht sich und gibt es nicht zu. Ja. Sie ist nicht in der Lage, Fehler einzugestehen, und macht dich für alle deine Handlungen runter oder findet ein Ungenügen darin. Sie schiebt die Schuld immer auf dich und macht dir vergiftete Komplimente. Oh, ja.«

Ich habe nur gelacht. Am Ende geht es immer um die Frauen. Die Tochter, die Mutter, die Ex-Frauen des Partners, die Tanten, die Geliebte. An ihnen reiben wir uns wund, bis es wehtut. Hinter jedem Mann steht eine wütende, angespannte, kurz glückliche oder frustrierte Frau. Ich bin geschieden, Single. Ich habe keinen Herrscher mehr. Ich bin einen Gott weiter.

Langsam drifte ich ab und schlafe. Wo sind sie hin, die Achtziger und Neunziger, in denen jede(r) noch herumvögeln, kiffen, links sein konnte, in denen die Darsteller in den

Erotikfilmchen nachts auf Tele 5 noch Ü30 sein durften und unrasiert – wozu der ganze Optimierungsscheiß in hyperindividuellen Zeiten, das ganze Instagram-Filtern, wo sind die Zigaretten, die Arthouse-Filme, der Flug zum Spontanfick nach Rimini hin? Danach begannen die ängstlichen, nervösen Nullerjahre, in denen alles pink war und die Menschen (in Sneakers) nie erwachsen. Das Zeitalter, in dem alles clean, politisch korrekt und ohne Überraschung ist.

Am nächsten Morgen ist alles grell und laut. August hat Kaffee gemacht, eine große Tasse Espresso für mich. Schon beim Anblick bekomme ich Sodbrennen. Er steht mit nacktem Oberkörper in der Küche und reinigt den kleinen italienischen Espressokocher fachmännisch korrekt mit einem Küchenpapier. Er hat einen Bauch, trägt ihn aber selbstbewusst. Maricel rennt mit einer blauen Mülltüte in der Hand und ihren gelben Putzhandschuhen um ihn herum wie ein kleiner, gebückter Gremlin. Das ist ihr Geburtstagsgeschenk – Aufräumen, Sonntagmorgen nach der Party. Ich bezahle sie natürlich trotzdem. Mein Wohnstil ist Laura Ashley light. Landhaus, Flickendecken, Chesterfield-Sofa, Eichenparkett. Ich trage nur ein T-Shirt und eine Baumwollunterhose, zünde mir sinnloserweise eine Zigarette an. Gehe in den Garten, das feuchte Gras tut gut unter den nackten Füßen. Mein Unterleib brennt immer noch. Ich glaube, ich kriege eine Blasenentzündung. Morgen gehe ich zum Arzt. Können jetzt bitte alle verschwinden? Mein Handy lag die ganze Nacht auf dem Gartentisch. Werner schreibt:

»Kommentar Bayreuth bis 14 Uhr. Schaffst Du.«

Ich gehe in die Küche und hole mir einen Orangensaft

aus dem Kühlschrank. Das Ceranfeld ist voller Brandflecken. »Sie müssen das putzen.« Maricel nickt und lächelt, so wie einen nur Menschen anlächeln, die einen verarschen oder verhöhnen wollen, aber es in ihrem beschränkten Begriffshorizont gar nicht bemerken, dass ihr Gegenüber sie darin durchschaut. August kommt aus dem Bad zurück. Er legt mutig den Arm um meine Hüfte. Meine Haare sind völlig durcheinander, er streicht mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Wäre es nicht August, könnte es romantisch sein. August ist ein großer Mann, quadratisch, riesige Hände, stark schwitzend. Sein Oberkörperschweiß benetzt meine Wange, als er sich an mich drückt. Ich habe beschlossen, dass der Sex mies war. Allein sein zu wollen. Nichts zu machen.

»Kommst du mit Boot fahren?«

Ich schüttele den Kopf.

»Kommentar bis vierzehn Uhr.«

»Ja, und danach?«

August klopft mir auf den Hintern.

»Ich bin heute raus. Muss aufräumen.«

»Macht doch die Thai.«

»It's Maricel from the Philiiiiippines.«

Ich hoffe, sie hat es nicht gehört. August lacht spöttisch, zieht sein Poloshirt an, checkt, ob er sein Portemonnaie hat, und schiebt endlich seinen breiten Hintern aus der Tür. Ich schaue in die Küche, wo Maricel die Salz- und Pfefferstreuer mal wieder mit demselben Mikrofasertuch wie das Waschbecken reinigt. Ich ekle mich. Irgendwas stimmt mit meinem Unterleib nicht. Ich gehe in die Küche und hole die Wärmflasche aus dem oberen Schrank. Maricel nimmt sie mir ab.

»Ich machen. Liegen.«

Ich nicke. Und lege mich auf das Sofa. Wenig später bringt mir Maricel die Wärmflasche. Ich ziehe sie schnell zu mir unter die Decke.

»Freund?«

Maricel deutet zur Tür.

»*Nooo, noo, no friend.*«

Sie lächelt. Ich auch. Aber nur kurz.